



**Anton Reininger**  
**Verbergen und enthüllen. Heinrich von Kleists Die Marquise von O.**

**Parole chiave:** Novella, Kleist, Crisi e restaurazione della famiglia patriarcale

**Keywords:** Novel, Kleist, Crisis and restoration of the patriarchal family

**Contenuto in:** Per Roberto Gusmani 1. Linguaggi, culture, letterature 2. Linguistica storica e teorica. Studi in ricordo

**Curatori:** Giampaolo Borghello e Vincenzo Orioles

**Editore:** Forum

**Luogo di pubblicazione:** Udine

**Anno di pubblicazione:** 2012

**Collana:** Studi in onore

**ISBN:** 978-88-8420-727-2

**ISBN:** 978-88-8420-974-0 (versione digitale)

**Pagine:** 377-403

**DOI:** 10.4424/978-88-8420-727-2-25

**Per citare:** Anton Reininger, «Verbergen und enthüllen. Heinrich von Kleists Die Marquise von O.», in Giampaolo Borghello e Vincenzo Orioles (a cura di), *Per Roberto Gusmani 1. Linguaggi, culture, letterature 2. Linguistica storica e teorica. Studi in ricordo*, Udine, Forum, 2012, pp. 377-403

**Url:** <http://forumeditrice.it/percorsi/lingua-e-letteratura/studi-in-onore/per-roberto-gusmani/verbergen-und-enthullen-heinrich-von-kleists-die>

# VERBERGEN UND ENTHÜLLEN. HEINRICH VON KLEISTS *DIE MARQUISE VON O.*

*Anton Reininger*

Letzte Gewissheit gibt es darüber wohl nicht, doch spricht einiges dafür, dass Kleist diese Erzählung in der Zeit seines Aufenthaltes in Königsberg schrieb, wo er seit dem Mai 1805 an der Königlichen Domänenkammer arbeitete. Es war ein weiterer von der Notwendigkeit diktiert Versuch, seinem Leben eine materielle Grundlage zu geben. Erst nach mehrmaligen, ihn wohl demütigenden Gesuchen hatte er diese Stelle erhalten, um sich, wie er optimistisch schrieb, sich «zu einem tüchtigen Geschäftsmann auszubilden»<sup>1</sup>, um dann eine Stelle in der Verwaltung der fränkischen Provinzen Preußens zu übernehmen. Seinen Gönnern und Vorgesetzten gegenüber übt er sich in zerknirschter Selbstkritik, wenn er von dieser Arbeit als «Strafe einer inconsequent verlebten Jugend» spricht, die er möglichst nicht verlängern möchte<sup>2</sup>. Er besucht Vorlesungen an der Universität, um sich die nötigen theoretischen Kenntnisse anzueignen und macht sich einen sehr konkreten Bildungsplan, so als wollte er diesmal mit der Gründung einer bürgerlichen Existenz Ernst machen. Seine Schwester Ulrike war ihrem Bruder gefolgt, um ihm den Haushalt zu führen. Es war einerseits eine Zeit der Resignation, in der er sich von der Versuchung geheilt sah, sich durch einen «so grausamen Anfall der Begeisterung»<sup>3</sup> hinreißen zu lassen, dass er seine bürgerliche Existenz aufs Spiel setzte. Doch war es auch eine Zeit der Ruhe, die ihm die fruchtbarste Schaffensperiode seines Lebens ermöglichte. So vollendete er damals auch sein Meisterwerk, den *Zerbrochenen Krug*, und schrieb *Amphitryon*. Aber vielleicht war es eben diese Erfahrung des schriftstellerischen Gelingens, die ihm seine bürokratische Tätigkeit zur Last machte. Schon in einem Brief von Mitte November an Karl von Stein spricht er davon, dass er den ganzen Herbst hindurch

<sup>1</sup> H. VON KLEIST, *Sämtliche Werke und Briefe*, München, Münchner Ausgabe, 2010, Bd. 2, S. 833. In der Folge zitiert als *SWuB*.

<sup>2</sup> Brief vom 13.5.1805, H. VON KLEIST; *SwuB* 2, S. 835.

<sup>3</sup> Brief vom 20.7.1805, H. VON KLEIST, *SwuB* 2, S. 840.

wieder gekränkt hat<sup>4</sup>. Es klingt, als suche er im Voraus nach einer Entschuldigung für sein Scheitern.

Inzwischen hatte sich die politische Lage in Europa entscheidend verschlechtert. Österreich war im August der englisch-russischen Offensivallianz gegen Napoleon beigetreten, der wiederum mit den süddeutschen Staaten ein Bündnis einging, mit dem der ausbrechende Krieg in die Mitte Deutschlands getragen wird. Die durchmarschierenden bayrischen und französischen Truppen verletzen preußisches Territorium, sodass die Regierung Friedrich Wilhelms ihre zehn Jahre lang durchgehaltene Neutralitätspolitik überdenkt, sich aber letztendlich doch nicht zum Handeln entschließt. Die schwere Niederlage der österreichischen und russischen Armee bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 ist der Beginn weiterer tiefgreifender Veränderungen der politischen Lage in Deutschland. Kleist erwartet sich in Kürze einen Angriff Frankreichs auf Preußen, das in einem Geheimvertrag auf die Markgrafschaft Ansbach, also auf seine fränkische Provinz, verzichtet hat. Kleist wirft dem König Entschlusslosigkeit, er habe überdies die Armee vernachlässigt. Kleist sieht der nächsten Zeit mit großer Sorge entgegen und erwartet sich eine Entscheidung zwischen «Sein oder Nichtsein»<sup>5</sup>. Er zögert nicht, seinen Hassgefühlen gegen Napoleon so weit nachzugeben, dass er sich einen Attentäter unter den Emigranten ersehnt, der den «bösen Geist der Welt»<sup>6</sup> endlich beseitigt. Für die Kunst bedeutet es, dass die Zeiten schlechter werden. Es fehlt «die Unbefangenheit des Gemüths»<sup>7</sup>, um sich ihr guten Gewissens widmen zu können. Doch ist Kleist zu Beginn des Jahres noch so sehr vom Gefühl der Pflicht der nun einmal übernommenen Aufgabe gegenüber erfüllt, dass er sogar eine Verlängerung seines Aufenthalts in Königsberg in Betracht zieht, weil er durch seine Kränklichkeit und die Unruhe in der Verwaltung wegen der Truppenbewegungen seine Ausbildung in Gefahr sieht. Doch zu Beginn des Sommers ist sein Gesundheitszustand so schlecht, dass er meint, den Staatsdienst wieder aufgeben zu müssen. Kleist bittet Karl von Stein in einem Brief um nichts weniger als um die Befreiung von seinen Verpflichtungen und beschreibt seine innere Lage auf höchst dramatische Weise. Er sieht sich «wie an einem Abgrund» sitzen, «das Gemüth immer starr über die Tiefe geneigt, in welcher die Hoffnung meines Lebens untergegangen ist»<sup>8</sup>. In der Schilderung seiner Lage tritt der psychosomatische Zug seines Leidens deutlich hervor. Seine physischen Leiden schwächen ihn so sehr, dass er sich zu jeder größeren Anstrengung geistiger Art

<sup>4</sup> H. VON KLEIST, *SwuB* 2, S. 843.

<sup>5</sup> *Ivi*, S. 846.

<sup>6</sup> *Ivi*, S. 846.

<sup>7</sup> *Ibidem*.

<sup>8</sup> *Ivi*, S. 849.

unfähig fühlte. Er hofft, durch einen längeren Aufenthalt bei seinem Schwager auf dem Land, in der «Gegend von Danzig», wohin seine Schwester schon zu Beginn des Frühlings vorausgereist war, wiederhergestellt zu werden. Er erhält schließlich Urlaub, nimmt ihn auch an, hat aber in Wirklichkeit die Absicht, nicht wieder in den Staatsdienst zurückzukehren, sondern in Zukunft von seinen dramatischen Arbeiten zu leben, wie er mit einiger Zuversicht, aber auch mit großer Bescheidenheit, was seine finanziellen Ansprüche betrifft, seinem Freund Otto August Rühle von Lilienstern zu verstehen gibt. Ende des Sommers verbringt er fünf Wochen in Pillau an der See, ohne dass sich sein Zustand bessert. Fast gleichlautend tauchen in einem Brief an Karl von Stein vom Anfang August 1805 und wenige Wochen danach an seinen Freund Rühle Bemerkungen auf, die von einem tiefen Pessimismus, ja von einer akuten Depression Zeugnis ablegen: «Ach, was ist dies für eine Welt! Wie kann ein edles Wesen, ein denkendes und empfindendes, wie der Mensch, hier glücklich sein! Wie kann er es nur wollen, hier, wo Alles mit dem Tode endigt!»<sup>9</sup>.

Inzwischen hatte die politische Krise des deutschen Reiches weitere große Fortschritte gemacht. Sechzehn Reichsstände hatten sich in der Rheinbund-Akte vom Reich losgesagt und waren am 1. August 1806 offiziell aus seinem Verband ausgetreten, um in Zukunft unter französischer Führung ihr Heil zu suchen. Franz I. hatte daraufhin die Reichskrone niedergelegt. In Preußen gelang es den entschieden antifranzösischen Politikern um Stein und Blücher, den König dazu zu bringen, ein Bündnis mit Russland zu suchen. Doch in Verkennung der Lage mobilisierte Preußen überstürzt und trat in einen Krieg gegen Frankreich ein, der in kürzester Zeit die ganze Schwäche des preußischen Heeres offenbarte. Die vernichtende Niederlage von Jena und Auerstedt am 10. Oktober ist der Beginn eines sich lange hinziehenden Krieges, in den nun auch Russland eintritt. Er findet sein Ende erst im Sommer 1807 nach der Offensive Napoleons in Ostpreußen, die zur Niederlage der russischen Armee bei Friedberg führt.

Kleist ist zutiefst vom Ausgang des Krieges betroffen und besorgt über das Gerücht, dass Napoleon alle Hauptstädte zur Plünderung freigegeben hat. Er sieht darin den Ausdruck einer «Raserei der Bosheit», an die er nicht glauben will<sup>10</sup> und sieht alle seine Befürchtungen bestätigt. Außerdem ist er um das Schicksal seiner Freunde besorgt, die im Dienst stehen und von denen er keine Nachricht mehr erhalten hat. Er fühlt sich so krank – «mein Nervensystem ist zerstört»<sup>11</sup>, dass er nicht einmal seine Absicht, nach Berlin zu gehen, ausführen kann. Das eigene Leiden tritt zurück angesichts der historischen Katastrophe, in die er durch einen

<sup>9</sup> *Ivi*, S. 852.

<sup>10</sup> Vergl. Brief vom 24. Oktober 1806 an Ulrike von Kleist in: H. VON KLEIST, *SwuB* 2, S. 856.

<sup>11</sup> H. VON KLEIST, *SwuB* 2, S. 856.

unglücklichen Zufall verwickelt wird, der zunächst allen Plänen, das Leben eines unabhängigen Schriftstellers zu versuchen, ein Ende setzt. Der Hintergrund seines persönlichen Schicksals ist die Besetzung großer Teile des Landes und vor allem Berlins durch die Franzosen. In Begleitung seines Freundes Pfuël und zweier anderer Offiziere versuchte Kleist Ende Januar 1807 Berlin zu erreichen. Er war schon glücklich in der Stadt angekommen, wurde jedoch, als er seinen Pass vom Gouvernement unterzeichnen lassen will, verhaftet, weil man seiner Demission keinen Glauben schenkt, und als Kriegsgefangener ohne besondere Anschuldigung, wohl weil man in ihm einen verkleideten Schillschen Offizier sah, in Festungshaft auf das Fort Joux im Jura und dann nach Châlons-sur-Marne geschickt, als sich seine Verhaftung wohl als unbegründet herausstellte. Dort lebte er mit den anderen kriegsgefangenen Offizieren «mit völliger Freiheit zwar, auf unser Ehrenwort»<sup>12</sup>, aber unter schwierigen finanziellen Bedingungen, da er selbst für alle Kosten aufkommen musste und keinen Sold, wie die anderen Kriegsgefangenen, erhielt. Erst im Sommer 1807, also nach dem Friedensschluss, wird er freigelassen. Nur mit einiger Mühe, vor allem weil ihm das Geld fehlt, kann er nach Deutschland, zunächst nach Berlin zurückkehren, von wo er jedoch sehr bald nach Dresden weiterreist, wo er bei seinem Freund Rühle unterkommen will und auch seinen Plan für eine literarische Zeitschrift verwirklichen will.

Die Gefangenschaft war nach einigen anfänglichen Härten doch so human gewesen, dass Kleist Zeit und Muße fand, große Teile der Tragödie *Penthesilea* in diesen Monaten zu vollenden. Ende Dezember dieses Jahres war auch *Die Marquise von O.* abgeschlossen und wurde im Februar 1808 im *Journal für die Kunst* veröffentlicht, das Kleist nun zusammen mit Adam H. Müller herausgab.

Diese historischen und biographischen Umstände haben keine wirklichen Spuren in der Erzählung hinterlassen, abgesehen von dem allgemeinen Klima von Gewalt und den kurzen Ausbrüchen von Gesetzlosigkeit, die ihren Hintergrund bilden. Kleist hatte an sich selbst erfahren, wie gesetzlose Macht das Leben eines Menschen von einem Tag zum anderen verändern kann. Er selbst hatte immer wieder versucht, für sein Schicksal aus dem Zustand der Rechtlosigkeit herauszukommen und eine Rechtsform zu finden, die ihm erlaubte, sich der Willkür zu widersetzen, was ihm durch die Gunst der Umstände, aber wohl auch wegen seiner Zugehörigkeit zu einer privilegierten Klasse letztlich auch gelang. Blieb die existentielle Erfahrung, sich von einem Tag zum anderen als Opfer eines Machtapparates zu finden, dem beizukommen zunächst nur der Appell an das Verständnis und die Humanität der in ihm Tätigen bleibt.

Obwohl die Heldin der Geschichte Gefahr läuft, von einigen russischen Soldaten vergewaltigt zu werden, ist dies für Kleist keineswegs der Anlass gewesen,

<sup>12</sup> Brief an Ulrike von Kleist vom 23. April 1807, in: H. VON KLEIST, *SwuB* 2, S. 867.

ein allgemein abfälliges Urteil über die Armee zu fällen, der sie angehören. Die exemplarische, überaus strenge Bestrafung, der in seiner Erzählung die Schuldigen zugeführt werden, lässt keinen Zweifel am Willen der Führung aufkommen, die Disziplin mit allen Mitteln zu bewahren. Freilich lässt sich dabei der Gedanke nicht ganz verdrängen, dass sich in dieser Härte eines sofort vollstreckten Todesurteils auch eine Klassenjustiz äußert, weil es gilt, die Ehre einer Frau von Stand vor den Übergriffen gemeiner Soldaten zu schützen. Der wahre Gewalttäter kann sich der öffentlichen Anklage und damit auch dem Problem entziehen, wie seine Schuld geahndet worden wäre.

Die kriegerischen Ereignisse des Zweiten Koalitionskrieges (1799-1803), die eine russische Armee nach Norditalien gebracht hatte, wo sich die Handlung der Novelle abspielt, sind in Wahrheit nur der historische Hintergrund eines Geschehens, das wohl dadurch in Gang gesetzt wird, aber letztlich sich auf einer ganz anderen Ebene abspielt. Denn das außerordentliche, ja unerhörte Ereignis, dessen Opfer die Marquise von O. zunächst wird, macht vor allem gesellschaftliche und familiäre Mechanismen sichtbar, denen gegenüber der einzelne Stellung beziehen muss, wenn er sich nicht ihrer blinden Gewalt überlässt oder unterwirft.

Die widerspruchsvollen Antworten auf die Frage nach der Bedeutung der erzählten Geschichte geben zu erkennen, wie sehr Kleist bei der Gestaltung seiner Figuren allen auf Eindeutigkeit zielenden Schematismus vermieden hat. Es mag diese Erfahrung gewesen sein, die W. Müller-Seidel dazu gebracht hat, im Widerspruch eine Grundfigur des kleistschen Schaffens und Erzählens zu sehen<sup>13</sup>.

Dieser Zug tritt schon in der dramatischen Einleitung der Erzählung hervor, in der ein Verhalten geschildert wird, das aller Konvention Hohn spricht. Die Ausgangssituation der Erzählung ist so verstörend, dass die darauf folgende Entwicklung letztlich als notwendiger Versuch verstanden werden muss, diesen Bruch mit allen geltenden Regeln gesellschaftlich richtigen Verhaltens zu erklären. Dass die Marquise von O., die ironischer Weise als «Dame von vortrefflichem Ruf» charakterisiert wird, eine Annonce in die Zeitung setzt lässt, mit der sie den ihr unbekanntem Vater ihres Kindes suchen lässt, ist einerseits Zeichen eines unabhängigen Geistes, der sich über wichtige Konventionen ihres Standes hinwegsetzt und wohl auch den Spott der Welt gering achtet. Doch zugleich wird als Grund für diesen ungewöhnlichen Schritt angegeben, dass sie den Vater dieses noch nicht geborenen Kindes entdecken will, weil sie ihn «aus Familienrücksichten» zu heiraten gedenkt. Das heißt, dass der Endzweck ihres so ungewöhnlichen Verhaltens darin besteht, eben diese von ihr verletzten Normen wieder in Kraft zu setzen.

<sup>13</sup> W. MÜLLER-SEIDEL, *Die Struktur des Widerspruchs in Kleists 'Marquise von O...'*, in DVjS 28, 1954, S. 497-516.

Nun weiß sie wohl bisher nicht mit Sicherheit, wie es geschehen konnte, dass sie schwanger wurde. Doch dass sie dabei Opfer einer Gewalttat geworden ist, kann sie selbst vor sich kaum leugnen. Ob das nun heißt, dass sie bereit wäre, mit einem Mann zu leben, der sie so tief gedemütigt hat, lässt sich aus dem Text noch nicht ablesen. Das Angebot einer Heirat für den Verzicht auf Anonymität unterstellt jedenfalls implizit, dass die Marquise damit etwas anbietet, was für das Eingeständnis der Schuld entschädigen könnte. Denn was könnte den Schuldigen dazu bringen, von selbst ein Geständnis abzulegen? Wenn er jener üble Charakter ist, wie die Marquise vermutet, ist nicht anzunehmen, dass er nur um der Ehre willen, aus dem Dunkel hervortritt. Hier spielen sicher auch die Unterschiede zwischen den Ständen eine Rolle, die dann auch von Kleist aus der subjektiven Sicht der Marquise thematisiert.

Doch in einem Punkt ist kein Zweifel möglich: diese Annonce macht jenen scheinbaren Gewinn von Autonomie und Selbstbewusstsein wieder rückgängig, den sie im Augenblick ihrer Verstoßung aus dem Elternhaus errungen hatte. Freilich geschah dies als Antwort auf den Versuch, sie als gefallene Frau auch ihrer Kinder zu berauben. Ihre Selbstfindung war also Verteidigung gegen eine patriarchalische Familienstruktur, deren mit Moral verbrämter Herrschaftsanspruch die Grenzen zur Grausamkeit, ja Unmenschlichkeit sichtlich überschritt. Der Rückzug in die Innerlichkeit, in eine «klösterliche Eingezogenheit», versteht sich ganz ausdrücklich als Widerstand gegen die Welt. Doch meint sie, ihr «in der größten Unschuld und Reinheit» empfangenes Kind nicht diesem Schicksal aussetzen zu können, keinen Vater zu haben. Die bürgerliche Gesellschaft und das von ihr verhängte Urteil, es handle sich um einen nicht auslöschbaren Schandfleck, wenn ein Kind ohne einen gesetzlich angetrauten Ehemann zur Welt käme, bleibt ein unverzichtbarer Wert. Angesichts dieser öffentlichen Instanz dürfen die moralischen und rein menschlichen Gründe, die gegen eine solche Heirat sprechen, nicht die Oberhand gewinnen.

Dabei hatte die Marquise allen Grund, der Moral der patriarchalischen Familie, in der sich die öffentliche Meinung spiegelt, mit dem größten Misstrauen zu begegnen. Diese durfte sich in ihrem Fall zwar auf den «common sense» berufen, nach dem es einfach undenkbar war, dass eine Frau, noch dazu Witwe mit einigen Kindern, nicht wusste, wie sie zu ihrer Schwangerschaft gekommen war. Doch die Härte und Lieblosigkeit, mit der die Eltern der Marquise, vor allem jedoch der Vater und dann auch der Bruder, ihr Urteil über sie sprechen, scheint jede Rückkehr in diese Welt auszuschließen, es sei denn um den Preis eines erfindenen Schuldeingeständnisses. Aus dem Verlauf der Geschichte wird dann klar, dass die Marquise selbst eine Ehe mit einem Mann aus der Unterschicht in Betracht zieht, wenn er nur nicht «ruchlos» wäre. Dies ist zweifelsohne eine überraschende Bedingung, verständlich nur, wenn die Marquise den an ihr be-

gangenen Fehltritt als verzeihlich ansieht, weil er wohl durch besondere Umstände begünstigt worden ist. Was wäre sonst die Bedeutung des Wortes ruchlos, wenn darunter die Gewalt gegen eine wehrlose Frau nicht mit einbegriffen ist?

Diese Zeitungsanzeige, die ohne jede Einleitung oder den Versuch einer Erklärung an den Beginn der Erzählung gesetzt ist, zieht übermächtig die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich. Er muss sich spontan fragen, was ihr vorausgeht und was aus hervorgehen wird. Die Erzählung liefert pünktlich Antwort auf diese Frage, wobei sie der Vorgeschichte einen sehr viel größeren Platz einräumt als der Auflösung des Problems, die in wenigen Sätzen erfolgt, so als wäre nach der einmal erfolgten Entscheidung der Marquise, den Vater ihres Kindes zu heiraten, alles andere nur eine nahezu natürliche oder zumindest zu erwartende Folge.

Wenn es erlaubt ist, von einem dramatischen Stil der Erzählung zu sprechen, so kann sich das nur auf die Entscheidung Kleists beziehen, seine Erzählung ganz bewusst auf jene Ereignisse zu konzentrieren, bei denen das Schicksal seiner Helden vor einer entscheidenden Wendung steht, sei sie nun äußerer oder innerer Art. Dabei befließigt sich Kleist fast durchgehend eines sehr knappen, auf das Wesentliche zielenden Berichts. Freilich mit einer Ausnahme, als es um die Entdeckung der Schwangerschaft der Marquise und die damit verbundene Verstoßung aus der Familie geht. In diesem Fall verwandelt sich die Erzählung zur Gestaltung einer dramatischen Szene, in der jedoch der Dialog eine nur untergeordnete Rolle spielt. Weitgehend bedient sich Kleist der indirekten Rede, lässt also immer die vermittelnde Anwesenheit eines Erzählers spüren.

Sein Bericht hat die distanzierte Objektivität eines Zeitzeugen, der wohl nicht auf ein qualifizierendes Eigenschaftswort verzichtet, aber doch sichtlich eine gefühlsmäßige Beteiligung an dem Geschehen vermeiden will. Dabei sieht er die Ereignisse zumeist von außen, aus einer neutralen Position. Er gestattet sich nur die Freiheit, die Gefühle der Marquise in einigen wenigen Fällen zu kennen, mehr als sich aus der bloßen Beobachtung ihres Verhaltens ableiten ließe. Für einige Augenblicke öffnet sich der Zugang zu ihrer Innerlichkeit, ohne dass es in Wahrheit gestattet wäre, ihre geheimsten Gedanken zu kennen.

Sichtlich ist der Vater ihres Kindes nicht der «Ruchlose», von dem die Marquise fürchtet, er könne gegen jede Hoffnung auftauchen und Anspruch auf sie erheben. Denn eins wird vom Beginn der Erzählung, zumindest für den Leser – weniger für die Familie der Marquise und sie selbst, wohl auch aus ständischen Vorurteilen – klar: der Graf F. ist zurückgekehrt, weil er triftige Gründe dazu hat, die freilich zur Voraussetzung haben, dass er nicht ganz der Unmensch ist, als der er seinem Opfer erscheint, denn er will sich keineswegs seiner Verantwortung völlig entziehen. Doch der Weg, den er gewählt hat, um sich seiner Tat zu stellen, hat ungewöhnliche Züge: das Gelingen seines Plans hat zur Voraussetzung, dass das moralische Schuldeingeständnis zunächst ausgeschlossen wird. Er will das Geschehene

vor den Augen der Welt und letztlich auch vor denen der gedemütigten Frau ungeschehen machen, indem er sich in die Formen der gesellschaftlichen Konvention, d.h. einer Ehe mit ihr, flüchtet, um darunter sein Vergehen zu verbergen. Noch weiß niemand, dass die Marquise schwanger ist und deshalb der Versuch des Grafen F. zum Scheitern verurteilt ist. Wohl auch deshalb ist niemand auch nur im Entferntesten in der Lage, sein Spiel zu durchschauen, obwohl sein Verhalten in schneidendem Widerspruch zu den sonst beobachteten gesellschaftlichen Formen steht und durchaus Erstaunen und Nichtverständnis hervorrufen könnte. Doch selbst als die Tatsache der Schwangerschaft feststeht, scheint niemand das Verhalten des Grafen im Nachhinein damit in Verbindung zu bringen und seine Seltsamkeit so zu erklären. Es ist diese stufenweise Enthüllung der Bedeutung einer Beziehung zwischen zwei Menschen, die sich in einer dramatischen, schicksalhaften und für einen von ihnen zunächst täuschenden und unverstandenen Situation begegnet sind, die vom «Kriminalschema» der Erzählung sprechen läßt<sup>14</sup>.

Kleist hat in seine Erzählung eine lange Reihe von Indizien eingebaut, die wegen ihrer schwer aufzulösenden Ambivalenz die handelnden Figuren mit Ausnahme des Schuldigen verwirren und vor die schwierige Aufgabe stellen, eine ihrer eigenen Rationalität gemäße Antwort zu finden. Die Situation des Lesers ist freilich nicht mit der ihrigen identisch. Er verfügt sicherlich über eine angemessenere Kenntnis der Ereignisse als die Heldin der Geschichte. Die Wirkung der Erzählung beruht auch auf der Spannung, die sich aus dem Unterschied im Erkenntnisstand zwischen den handelnden Personen und den Lesern ergibt. Eine von ihnen ist freilich in einer besonderen Lage und die Erzählung nimmt darauf grundlegend Rücksicht, es handelt sich um den Schuldige an der demütigenden Lage der Marquise, den russischen Grafen F. Seine Rolle in dem von Kleist angerichteten Spiel besteht ja darin, eine Wahrheit zu verbergen. Und dies nicht nur vor seinen Opfern, sondern nach dem Willen des Erzählers auch vor den Lesern. Deshalb erscheint er in der Geschichte immer in der objektivierenden Sicht von außen. Er muss handeln, ohne dass die Gründe dafür eindeutig sichtbar gemacht werden. Und seine Gefühle lassen sich nur durch die Indizien seines Verhaltens, seiner Mimik und seiner Stimme erahnen.

Der Leser kennt im Gegensatz zu den Handelnden die Gesamtheit der Elemente, die es für die richtige Einschätzung der Rolle des Grafen braucht. Und aus dieser Kenntnis heraus stellen sich auch die einzelnen Motive in einem anderen, zweideutigeren Lichte dar. Die verhüllenden und doch zugleich auch enthüllenden Indizien beginnen schon in der Beschreibung der für das Schicksal der Marquise entscheidenden Szenen bei und nach der Erstürmung der Zitadelle, deren Kommandant ihr Vater ist. Über die entscheidenden Augenblicke der Gewalttat

<sup>14</sup> *Ivi*, S. 249.

ist ein Schleier des Nichtwissens gesenkt, auf dem die ganze logische Konstruktion der Erzählung beruht. Das Spiel der Ambivalenzen beginnt bei der Beschreibung des Verhaltens, das der Graf F. nach diesem Ereignis an den Tag legt.

Dass er bei der Lobrede des Generals wegen der Rettung der Marquise vor der Gewalt der Soldaten errötet, könnte auch dahingehend verstanden werden, dass es ihm peinlich gewesen sei, für etwas ausgezeichnet zu werden, was nur die Erfüllung einer für einen Offizier und Angehörigen der Adelsschicht selbstverständlichen Pflicht gewesen war. Dass es ein erstes Zeichen seiner Schuld war, wird ja erst später klar. Auf jeden Fall war seine Reaktion das Zeichen einer empfindsamen, keineswegs abgebrühten Seele, was sie auch immer bedeuten mochte.

Dazu kommt das Indiz, dass der Graf bei der Untersuchung des Vorfalles bekennt, unfähig zu sein, die Schuldigen an dem Versuch der Vergewaltigung zu benennen. Das löst bei dem General Unglauben aus, reicht freilich nicht aus, am Kern der Wahrheit seines Berichts zu zweifeln. Seine Erinnerungslücke lässt sich immerhin damit entschuldigen, dass es bei seinem Eingreifen darum ging, möglichst schnell und entschieden zu handeln, um das Ärgste zu verhindern, sodass die Identität der Schuldigen nicht im Vordergrund stand.

Bleibt ein erster Verstoß gegen die Verhaltensnormen der guten Gesellschaft, sein Verzicht auf einen Besuch bei der Marquise, um deren Dank entgegenzunehmen. Doch auch diese Verfehlung lässt sich durch die Umstände und eine falsche Interpretation seiner Persönlichkeit leicht erklären, etwa als Ausdruck einer empfindsamen Seele, die taktvoll den überschwänglichen Gefühlen ausweicht, die mit einer solchen Danksagung unvermeidlich verbunden wären.

Der Nebel der Ambivalenz lichtet sich jedoch erstmals etwas in dem Bericht über ein Ereignis, das die Gestalt des Grafen zunächst aus der Erzählung zu entfernen scheint. Als die Familie Nachrichten von seinem Tod erhält, tauchen darin Elemente auf, die nur durch eine kaum wahrscheinliche Erklärung mit dem bisherigen Befund in Übereinstimmung zu bringen ist. Es heißt, der Graf sei mit den Worten «Julietta! Diese Kugel rächt dich!» verschieden. Die Marquise und auch ihre Familie will an die Existenz einer Namensschwester glauben. Doch der Hinweis auf die sich damit erfüllende Rache, lässt zumindest den begründeten Verdacht zu, dass sich hier ein Hinweis auf eine verborgene Schuld im Leben des Grafen findet, die mit dem idealisierten Bild nicht zu vereinbaren ist, das man sich bisher von ihm gemacht hat. Doch niemand will diesem Verdacht nachgehen, auch weil es darum geht, einem Toten eine pietätvolle Erinnerung zu bewahren.

Eine bedeutsame Episode im Leben der Familie des Kommandanten scheint damit in einem befriedeten Bild seinen endgültigen Platz in der Erinnerung gefunden zu haben. Doch dann wird diese diätetische Ordnung der Gefühle schockartig in Frage gestellt durch die unerwartete Rückkehr des totgeglaubten Grafen und ein Verhalten, das sich den gesellschaftlich bewährten Erklärungsmustern entzieht.

Zunächst ist es die besorgte Erkundigung des zurückgekehrten Grafen nach der Gesundheit der Marquise, die Erstaunen und Abwehr hervorruft. Nicht ihr Wohlbefinden, sondern das seine scheinen besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Es beginnt ein dramatisches Spiel der Ambivalenzen, das sich jedoch für die Familie des Kommandanten noch auf einem unschuldigen Niveau entwickelt, da sein Sinn vollkommen verborgen ist. Noch ist es nur eine Frage der Etikette, die sich den Beteiligten stellt. Die Marquise fühlt natürlich das Unpassende seiner Nachfrage und weicht ihr aus. Doch nun nimmt das Verhalten des Grafen eine Wendung, die ihn immer stärker außerhalb der Normen der *Bienséance* stellt. Er besteht nachdrücklich auf eine wahre Antwort und widerspricht mit diesem Eindringen in die Intimsphäre der Marquise ganz den gesellschaftlichen Konventionen, die diese Vertraulichkeiten den engsten Freunden und Familienangehörigen vorbehalten hat.

Doch diese als unpassend empfundenen Fragen, die auch noch als Ausdruck einer besonderen Bindung an die Marquise und als Besorgnis wegen eines Schocks verstanden werden konnten, der freilich inzwischen schon Monate zurückliegt, sind nur der erste Schritt in einem immer erstaunlicher werdenden Verhalten. Denn sofort danach folgt der überraschende, von niemandem erwartete Heiratsantrag des Grafen an die Marquise, für den der Graf keine als vernünftig geltenden Gründe anführen kann.

Diesem Verlangen gegenüber sieht sich die Familie vor der schwierigen Aufgabe, zwischen widersprechenden Werten vermitteln zu müssen. Es gibt scheinbar eine Dankesschuld dem Grafen gegenüber, zu der sich alle bekennen. Dagegen steht jedoch der Wunsch der Marquise, nicht noch einmal zu heiraten. Ihre Eltern sind freilich davon überzeugt, dass eine Vermittlung zwischen diesen Werten möglich ist. Jedoch unter Beobachtung einiger wesentlicher Regeln gesellschaftlicher und vor allem psychologischer Art. Eine Ehe ist für sie nicht nur eine juristische Institution, die das Zusammenleben von Mann und Frau regelt. Auf der Ebene ihres im wesentlichen bürgerlich gestimmten Lebens zählen auch die Werte individueller Innerlichkeit. Das Verhalten der Familie ist also darauf gerichtet, die persönliche, an die Sphäre des Gefühls gebundene Seite in einer solchen Verbindung zu retten. Ihre familiäre Kultur gestattet ihnen nicht, einem Verlangen sofort nachzugeben, das alle Züge psychologischer Gewalttätigkeit hat. Deshalb besteht der Vater der Marquise darauf, dass ihr die Möglichkeit gegeben werden müsse, ihren Bewerber erst näher kennen zu lernen. Daneben spielt jedoch auch die Kenntnis der familiären und finanziellen Lage des Bewerbers eine große Rolle.

Rätselhaft muss vor allem die bedenkenlose Eile erscheinen, die der Graf zeigt, zu einem Abschluss zu kommen. Er zögert dabei nicht, zu einer wahren Erpressung zu greifen, um seinen Wunsch nach einem sofortigen Jawort erfüllt zu

sehen. Er erklärt sich nämlich schließlich dazu bereit, seine diplomatische Mission, die ihn nach Neapel führen soll, zu dem Zweck zu unterbrechen, dass der Marquise die nötige, jedoch immer noch kurze Zeit für ihre Entscheidung gewährt werde. Dazu muss er aber die ihm aufgetragenen Aufgaben zurückzulegen, also gegen einen ihm erteilten Befehl handeln, was in den Augen des Kommandanten natürlich undenkbar ist. Er tut deshalb auch alles, den Grafen daran zu hindern, einen so folgenreichen Schritt zu unternehmen. Die gemeinsamen Bemühungen der Familie mündet in einen Kompromiss, der die Rechte der Marquise und die gesellschaftliche Rationalität rettet, aber auch den Grafen zufriedenstellt, der nach dem schon halb gegebenen Heiratsversprechen beruhigt abreist und damit auch den Verhaltensnormen eines verantwortlichen Offiziers entspricht.

Die Erzählung scheint an diesem Punkt einem beruhigenden, ja fast idyllischen Ende zuzugehen, in dem individuelle und gesellschaftliche Ordnung harmonisch miteinander verbunden sind. In Wahrheit handelt es sich um eine scheinbare Ruhe, in der sich eine Verschärfung der psychischen und familiären Beziehungen vorbereitet, aber vor allem die Verwirrung bei der Interpretation der Wirklichkeit einen neuen Höhepunkt erreicht. Das Spiel der Indizien hat den ganzen Text unterwandert und erlaubt zumindest dem Leser Vermutungen anzustellen und Zweifel zu formulieren, die den handelnden Figuren auf Grund einiger gewichtiger Vorurteile und einer unvollkommenen Kenntnis aller Tatsachen offenkundig nicht erlaubt sind.

Obwohl es nie thematisiert wird, ist es doch offenkundig, dass der Graf F. auch durch seinen Rang vor jedem Verdacht geschützt ist. Seine so sichtlichen Verletzungen der gesellschaftlichen Konventionen reichen nicht aus, ihn mit dem Schicksal der Marquise in Verbindung zu bringen. In diesem Zusammenhang wiegt jedoch auch das öffentlich belobigte Verdienst um die Rettung der Marquise aus der Hand einer gewalttätigen Soldateska schwer. Der Graf ist untrennbar mit dieser Tat im Bewusstsein der Familie des Kommandanten verbunden. Für die Marquise selbst stellt er sich als «ein Engel des Himmels» dar, was ihr jeden Gedanken verbietet, das Verhalten des Grafen biete Gründe genug, um es auch ganz anders zu verstehen, weil es eine schreckliche Wahrheit zu verbergen gilt. Angesichts der Unmöglichkeit, auch nur den leisesten Verdacht gegen den Grafen F. zu schöpfen, fällt auch seine Bemerkung, die er bei seiner Bewerbung um die Hand der Marquise gemacht hatte, nämlich, «dass die einzige nichtswürdige Handlung, die er in seinem Leben begangen hätte, der Welt unbekannt, und er schon im Begriff sei, sie wieder gut zu machen» ganz unter den Tisch. Die unkenntliche Anspielung auf die Vergewaltigung der Marquise verträgt sich schlecht mit seiner Versicherung, er sei ein ehrlicher Mann. Denn eben in diesem Augenblick versucht er, das was geschehen ist, auf eher ungeschickte, ja psychologisch gewaltsame Art zu verschleiern. Der Erzähler enthält sich hier wie auch

sonst jeden Kommentars und Urteils. Im Begriff der Ehrlichkeit wäre enthalten, dass man seine eigenen Verfehlungen zumindest auch eingesteht. Aber hier zeichnet sich nun mit ganzer Deutlichkeit die Verhaltensstrategie des Grafen F. ab. Er ist wohl davon überzeugt, durch eine Eheschließung mit der Marquise das Geschehen ungeschehen machen zu können. Zumindest was den gesellschaftlichen Aspekt seiner Tat anbelangt. Bis zur endgültigen Abweisung durch die Marquise glaubte er, wie er dann in seinem Gespräch mit dem Forstmeister selbstvergessen ausruft, durch die Vermählung sich und ihr «alle Schmach und jedes Unglück» zu ersparen.

Das Spiel mit der Ambivalenz der Wirklichkeit nimmt grelle Farben und paradoxe, ja groteske Züge an, als der Graf nach seiner Mission in Neapel zurückkehrt. Die beruhigenden Nachrichten, die inzwischen über seine Person eingegangen waren, ließen die Verlobung mit der Marquise als schon feststehende Tatsache erscheinen. Doch inzwischen hatte sich Entscheidendes ereignet. Die Beunruhigung über das eigene Unwohlsein der Marquise und die Veränderung ihrer Gestalt, für die sie keine zufrieden stellende Erklärung findet, stürzt sie in eine so tiefe Unruhe, dass sie unbedingt Kenntnis über die wahren Gründe ihres Zustands erhalten will. Nach der von der Marquise instinktiv richtig eingeschätzten Lage, sie fühle sich, als wäre sie «in gesegneten Leibesumständen», womit auch erstmals ein Indiz auftaucht, das mit bestürzender Eindeutigkeit die Richtung weist, in die sich die Geschichte entwickeln wird, folgt die bestürzende, wegen ihrer Unerklärlichkeit als Bedrohung der eigenen Person erfahrene Diagnose der Schwangerschaft, die zur Spaltung der Familie führt.

Doch zunächst gilt es, das Spiel der Ambivalenz, auf das sich der Graf eingelassen hat, weiter zu verfolgen. Zweifelsohne noch erstaunlicher als bei seinem unerwarteten Wiedererscheinen musste sich der Familie des Kommandanten sein Verhalten darstellen, als er nach seiner Rückkehr aus Neapel und bei voller Kenntnis dessen, was sich inzwischen ereignet hat – nämlich die Entdeckung ihrer Schwangerschaft und ihre Verbannung aus dem Kreis der Familie –, sich immer noch bereit zeigt, seinen Antrag bei der Marquise zu wiederholen. Dieses Verhalten, das dem gültigen Ehrenkodex völlig widerspricht, kann vom Bruder der Marquise nur als Zeichen von Wahnsinn interpretiert werden, was insofern gerechtfertigt scheint, als er zuvor schon, bei seinem ersten Antrag Zeichen einer völligen Missachtung gesellschaftlicher Vernunft hatte erkennen lassen.

Dieser Fortgang der Erzählung ist nur dadurch möglich, dass der fiktive Erzähler fast völlig darauf verzichtet, seinen Lesern die Gedanken und Gefühle des Grafen nahezubringen. Er gewinnt seine Identität nur durch die äußere Beobachtung seines Verhaltens und die Wiedergabe, zumeist in indirekter Rede, seiner Worte, die ganz auf die Erreichung seines Zieles abgestimmt sind und der ihm

entsprechenden Rationalität gehorchen, aber nichts über seine wahren Gefühle ausdrücken.

Nur in dem Augenblick, als er erkennen muss, dass sein Antrag endgültig abgelehnt worden ist, lässt der Erzähler etwas von den Reaktionen des Grafen ahnen. Es heißt nun von ihm, dass er «grimmig erbittert über sich» war, weil er nicht geistesgegenwärtig genug war, die Marquise, die er in ihrem abgeschiedenen Gut überrascht hat, in seinen Armen festzuhalten. So als hätte diese halb psychische, halb physische Gewalt – letztlich zumindest andeutungsweise eine Wiederholung jener ursprünglichen Missetat – vermocht, die Meinung der Marquise zu ändern. Sein ganzes Verhalten ist auf Überwältigung abgestimmt. Was er damit gemeint haben könnte, dass sein Versuch «sich an ihrem Busen zu erklären» gescheitert sei, bleibt schwer begreiflich. Wollte er seine Untat gestehen und mit dem Heiratsangebot sühnen? Dass er sich nun dazu «verdammte» sieht, einen Brief an die Marquise zu schreiben, scheint einerseits in diese Richtung zu deuten. Doch warum das Wort «verdammte»? Meinte er, es wäre leichter gewesen, vor ihr, in nächster Nähe, vielleicht sogar bei einer Umarmung, das unmögliche Geständnis zu machen? So spricht nichts gegen die Hypothese, dass er gehofft hatte, sie durch seine drängende Nähe zu einem Jawort zu überreden. Dass ein Brief weniger vermag, lässt sich nachvollziehen.

Als ihm der Forstmeister die Zeitung mit der Annonce zu lesen gibt, lassen seine Reaktionen ein heftiges Gefühl erkennen. Es heißt, dass ihm das Blut ins Gesicht schoss. Was es damit jedoch auf sich hat, bleibt im Ungewissen. Der Erzähler beschränkt sich auf ein sibyllinisches: «Ein Wechsel von Gefühlen durchkreuzte ihn», worin zumindest ein Versuch psychologischer Interpretation liegt, der er bisher aus dem Weg gegangen ist. Der Lakonismus dieser Worte überlässt es der Neugier des Lesers, eine angemessene Deutung zu finden. Es ist jedoch offenkundig, dass diese Nachricht zu einer Wende in seinem Verhalten führt. Es sind die äußeren Umstände, die den Grafen F. endlich begreifen lassen, dass seine Strategie der Verbergung gescheitert ist. Er wird um das Eingeständnis seiner Schuld nicht herumkommen. Der Erzähler greift an diesem Punkt jedoch sichtbar ein und lässt uns wissen, dass der Graf F. «völlig ausgesöhnt mit seinem Schicksal» war. Damit deutet sich wohl an, dass er sich mit seiner öffentlichen Demütigung vor der ganzen Familie abgefunden hat und also dazu bereit ist, moralische Buße zu leisten. Bisher ging es um Wiedergutmachung einer Schuld, ohne sich zu ihr zu bekennen, sie vor allem beim Namen zu nennen. Sein Fall ist besonders tief, weil ihm bisher der Ruf des Beschützers der Unschuld beigelegt worden war und jeder Verdacht eines so schweren Vergehens von ihm fern gehalten worden war. Er muss also auch dem Zorn und der Verachtung jener in die Augen blicken, die sich so sehr getäuscht gefühlt haben. Was hatte er in Wahrheit bisher verteidigt? Seinen gesellschaftlichen Ruf? Indem er eine Frau heiratete,

die nach wenigen Monaten ein Kind zur Welt bringen würde, dessen Vaterschaft an diesem Punkt fragwürdig gewesen wäre, wenn er nicht seine Schuld inzwischen eingestanden hätte? Die ganze Familie hielt ihn für verrückt, als er seinen Antrag an die Marquise erneuerte. Sie selbst, was konnte sie davon halten?

Und dies ist sicher ein besonders kritischer Punkt in der Wertung des Verhaltens der beiden Haupthelden, der Marquise und des Grafen. Hoffte er, dass sie an seine maßlose, ja bedenkenlose Liebe zu ihr glaubte? Sie, die er nach dem Wissen der Welt nur für einige Minuten gesehen hatte? War es auch nur denkbar, von einer dem Wahn nahen Leidenschaft für die Marquise zu sprechen, wie es ihr Bruder tat, als er von der zweiten Bewerbung erfuhr?

Die Zustimmung zur Ehe war in Wirklichkeit nur ein erstes, wenngleich das ernsteste Hindernis für die Verwirklichung seiner Absichten. Nichts sprach überdies dafür, dass eine Frau wie die Marquise nach der Erkenntnis der wahren Situation in eine solche Verbindung eingewilligt hätte. Doch nicht weniger schwierig ist es, sich die gelebte Wirklichkeit dieser Ehe vorzustellen. Glaubte der Graf F. tatsächlich, vor der Marquise den wahren Hergang der Dinge verbergen zu können? Oder vertraute er so sehr auf die Macht der familiären Bindung, dass die Marquise nach einer Eheschließung sich dazu hätte bestimmen lassen, die eigene Schande und Verletzung ihrer Ehre auf sich beruhen zu lassen?

Die inneren Beweggründe des Grafen, die ihn zu diesem ungewöhnlichen Verhalten gedrängt haben, zeichnen sich kaum deutlich ab. Er selbst nennt zwar das, was er getan hat, eine «nichtswürdige Handlung» und offenkundig will er sich nicht aus der Verantwortung für sie wegstellen, was ihm leicht fiel, angesichts der ihn begünstigenden äußeren Umstände. Doch wenn von Reue die Rede sein kann, dann nicht in einem religiösen Sinn als inneres Drama der Zerknirschung und Bitte um Verzeihung. Dass der Graf F. seine schwere Verwundung als eine Art Rache des Schicksals ansieht, gibt zu verstehen, dass er sein eigenes Handeln innerhalb einer ausgleichenden Gerechtigkeit mythischer Art, aber auch als einer gesellschaftlichen Mechanik versteht, in der die Ergebnisse zählen und nicht die Gesinnungen. Sein Heiratsantrag ist «tätige» Reue, ohne sich als solche zu erkennen zu geben, so dass ihr moralischer Sinn weitgehend verloren geht. Doch gilt dies nur bis zu dem Augenblick, in dem er erkennen muss, dass sein Versuch endgültig gescheitert ist, auf welche Art auch immer, das Geschehene ungeschehen zu machen.

Die Geschichte der Marquise ist die einer Herausforderung durch ein für sie zunächst undurchschaubares Schicksal. Dabei war der Beginn nur allzu deutlich und nach konventionellen Maßstäben leicht zu interpretieren: der Krieg mit seinen vorhersehbaren Schrecken, die unerwartete Gewalttätigkeit der siegreichen Soldateska und die erlösende Rettung durch einen von der Marquise so titulierten «Engel». In all diesen schrecklichen Ereignissen schien der Ehrenkodex der ade-

ligen Führungskaste immer noch gültig zu sein. Die Feinde behandeln sich nach dem Ende des Kampfes mit ausgesuchter Höflichkeit, die versuchten Gewalttäter werden exemplarisch bestraft. Nichts scheint geschehen, was verhindern könnte, dass das gewohnte Leben wieder aufgenommen wird. Was dann geschieht hat ganz die Züge einer Familienidylle, in der es um die Erziehung der Kinder und die ästhetische Gestaltung der Freizeit geht.

Doch dann beginnt eine Zeit der Beunruhigung, die sich zu einer wahren existentiellen Katastrophe auswächst. Sie steht zunächst ganz im Zeichen der Undurchschaubarkeit der gelebten Wirklichkeit. Da sind erstens die Zeichen eines physischen Unwohlseins, die von der Marquise ganz richtig gedeutet werden. Doch ihr Bewusstsein verbietet ihr, diesen Verdacht ernst zu nehmen. Seine Logik widerspricht völlig dem Wissen, das sie von sich und der Welt um sie hat.

Als der Graf F. unerwartet wieder auftaucht und ihr von einem Augenblick auf den anderen einen Heiratsantrag macht, reagiert sie mit den Zeichen einer tiefen Verwirrung, deren wahre Bedeutung freilich nicht klar wird. Ihr Erröten mag einerseits Verlegenheit wegen des so unkonventionellen Verhaltens des Grafen F. ausdrücken, so als müsste sie sich seiner schämen oder auch ihrer selbst, weil sie ohne ihr Wissen Anlass zu einer so ungewöhnlichen Annäherung gegeben hat. Der Erzähler vermeidet jeden Kommentar zu dem, was er beschreibt. War es freudige Überraschung, was sie empfand?

An diesem Punkt wird jedoch deutlich, wie weitgehend die Marquise in der patriarchalischen Struktur der Familie verankert ist. Es ist der Vater, der für sie spricht, im Namen der gesellschaftlichen Vernunft, die in diesem Fall auch die Rechte und Ansprüche seiner Tochter schützt. Sie darf jedoch als Individuum verlangen, dass eine Ehe kein rein äußerlicher Vertrag ist, der ihr fast mit Gewalt aufgezwungen wird.

Die scheinbare Nachgiebigkeit des Grafen, der sich letztlich den vernünftigen Vorstellungen seiner Gastgeber fügt und einen längeren Aufenthalt zum besseren Kennenlernen in Aussicht stellt, enthüllt sich jedoch vielmehr als ein letzter Versuch, sein Ziel zu erreichen. Die Auffassung von Pflicht und Disziplin, die in der Familie des Kommandanten herrscht, wird zum Mittel, um eine psychologische Erpressung in Gang zu setzen. Allen erscheint es undenkbar, dass der Graf wegen seiner so unbegreiflich heftigen Leidenschaft seine militärische Zukunft aufs Spiel setzen könne.

Die Unbeugsamkeit des Grafen F. erschüttert endgültig die rationale Sicherheit, die dem Handeln des Kommandanten bisher zugrunde liegt. Er verzichtet darauf, sich das Verhalten des Grafen F. zu erklären und flüchtet sich ins Schweigen, das er auch der Familie auferlegen will. Erst an dieser Stelle wird der Marquise wieder das Wort erteilt, so als könnte sie die Lösung des Problems erreichen. Es ist die Mutter, die hier eingreift. Ihre Rolle ist es, die Folgen abzuschwä-

chen, die aus den starren Wertvorstellungen ihres Mannes hervorgehen, indem sie ihm verbieten, sich an die gegebene Situation anzupassen. Es sind auch ihre Fragen, die es der Tochter ermöglichen, aus ihrem passiven Schweigen hervorzutreten. Die Persönlichkeit, die sich dabei aus ihren Worten und ihrem Verhalten ergibt, erscheint durchaus nicht eindeutig, frei von Widersprüchen. Zunächst gibt sie ihre Hoffnung zu erkennen, dass die Reise des Grafen nach Neapel vielleicht eine Lösung bedeutet könnte. Welche Wirkung sie sich davon erwarte, sagt sie jedoch nicht. Die Mutter versucht, sie zu beeinflussen, indem sie an ihr Mitgefühl appelliert, so als hätte sie die Verpflichtung, Unglück von dem Grafen F. abzuwenden. Die Ablehnung der Marquise stützt sich auf ein vernünftiges Argument: es geht schließlich um ihr Glück, das sie nicht aufs Spiel setzen will. Ihre Ablehnung einer zweiten Ehe, von der schon der Kommandant dem Grafen F. berichtet hatte, ist also auf den ersten Blick keineswegs eine von der Familie aufgezwungene Entscheidung. Ihre Worte lassen eher den Eindruck entstehen, dass schon ihre erste Ehe nicht eben glücklich gewesen ist<sup>15</sup>. Doch wird sehr bald klar, dass dies nicht ihr letztes Wort ist. Auf die Frage der Mutter, die offenkundig dieser Verbindung gewogen ist, wie ihr der Graf F. gefalle, antwortet sie auf eine Arte und Weise, die keine Entscheidung verspricht. Sie sagt nämlich, er gefalle und missfalle ihr, ohne dass sie dafür eine Begründung liefert. Es dauert keine fünf Minuten, dass die Marquise auf die drängenden Fragen der Mutter hin ihre Entscheidung völlig umstößt und sich bereit erklärt, ihn zu heiraten. Dabei beruft sie sich nun einerseits ausdrücklich auf die «Verbindlichkeit», die sie ihm wegen ihrer Rettung vor der Gewalt der Soldaten schulde. Diese den gängigen Moralvorstellungen so mustergültig entsprechende Antwort wird jedoch von einer Beobachtung begleitet, die hinter den gesagten Worten eine andere Bedeutung aufscheinen lässt. Der Erzähler unterbricht ihre Rede und fügt zwischen zwei Gedankenstrichen die Bemerkung ein: «sie stockte, und ihre Augen glänzten, indem sie dies sagte». Der Glanz der Augen gibt wohl zu verstehen, dass ihr diese Entscheidung keineswegs ganz unwillkommen ist. Wenige Stunden haben letztlich dazu ausgereicht, sie völlig umzustimmen. Denn eben zuvor konnte sich ihr Vater noch auf ihren festen Entschluss berufen, nach dem Tode ihres ersten Mannes keine Verbindung mehr eingehen zu wollen. Wenn es etwas gegeben haben sollte, was ihr an dem Grafen F. missfiel, so scheint es nicht so schwerwiegend gewesen zu sein, dass es sie in ihrem Beschluss bestärkt hätte. Am Ende leistet nur ihr Vater noch einen schwachen Widerstand. Das halbe Eheversprechen, zu dem sich die Familie bereitgefunden hat, erscheint ihm jedenfalls

<sup>15</sup> Im Text heißt es etwas sibyllinisch: «ich mag mein Glück nicht, und nicht so unüberlegt, auf ein zweites Spiel zu setzen». Das heißt zumindest, dass ihr Leben innerhalb der Familie der wahre Garant ihres Glücks ist.

unter dem Bild der Kapitulation, zu der er sich schon einmal bequemen musste. Er sieht also die Heirat mit dem Grafen als eine Wiederholung seiner militärischen Niederlage. Dieses Motiv, das auf den ersten Blick nichts weiter ist als ein Element, das zur Charakterisierung des Kommandanten beiträgt, enthüllt sich hingegen als bedeutungsvoll angesichts der weiteren Entwicklung der Geschichte, vor allem bei der Wende der Wiederversöhnung mit der Marquise.

Obwohl der Graf F. nicht das erreicht hat, was er in Wirklichkeit wünschte, nämlich eine sofortige Vermählung mit der Marquise, äußert er eine tiefe Dankbarkeit, was nicht wenig erstaunt, muss er sich doch sehr wohl bewusst sein, dass die Entdeckung der Schwangerschaft alle seine Bemühungen in Frage stellen könnte. Seine Abschiedsworte sind noch einmal ein verstecktes Bekenntnis: die Marquise würde eines Tages verstehen, warum er so auf die Heirat gedrängt hatte. Doch niemand ist im Stande, den Sinn dieser Worte zu entziffern. Der Graf scheint jedoch den Tag der Erkenntnis und Enthüllung des halb gestandenen Verbrechens nicht zu fürchten. Und dies kann zumindest auch als ein sichtbares Element der Selbsttäuschung verstanden werden, das sein Handeln wohl mit bestimmt. Seinem vom Willen bestimmten Aktivismus ist die Rationalität des Gefühls, aber auch die Stärke der moralischen Selbstbehauptung und Selbstachtung der Person offenkundig fremd. Zu glauben, er könne mit seiner Eheschließung der Wahrheit entgehen, wo doch die Marquise schon in einem fortgeschrittenen Stadium ihrer Schwangerschaft sein muss, wenn er der Schuldige ist, stellt sich als Verlust der Beziehung zur Wirklichkeit oder als Zynismus dar. Das Fortschreiten der Ereignisse wird ihn dieser Sorge entheben, wenn es je eine Sorge gewesen war.

Die apokalyptische Wendung im Leben der Marquise wird freilich vom Gang der Natur herbeigeführt. Die Symptome ihrer «Krankheit», die sie so beunruhigend an ihre frühere Schwangerschaften erinnern, bemächtigen sich ihres Gefühlslebens und stürzen sie in eine unauflösbare Verwirrung. Die heftigen Reaktionen der Abwehr gegen die ihr mitgeteilte Wahrheit, die sich zur ohnmächtigen Aggression gegen den Arzt steigern, als sie ihre zunächst noch scherzhaft geäußerte Diagnose bestätigt findet, lassen sich wohl als beredtes Zeugnis ihres völligen Nichtwissens dessen, was ihr angetan wurde, lesen. Für ihre Mutter ist die subjektive Überzeugung der Tochter Grund genug, das Urteil des Arztes zu verwerfen. Kleist hat also die Rolle der Marquise mit einer großen Glaubwürdigkeit ausgestattet, so dass sich ihre Mutter zunächst nicht erlaubt, an ihren Worten zu zweifeln. Was treibt die Marquise also an, eine größere Sicherheit zu suchen als die eigene Überzeugung von der Unmöglichkeit dieser Diagnose? Ist das gute Gewissen nicht stark genug in ihrem Bewusstsein verankert, dass es die Signale des Körpers nicht beiseite schieben kann? Die unbezwingliche Unruhe der Marquise, die sie nach der Hebamme rufen lässt, muss ihrer Mutter als erstes, wenn-

gleich nicht offenes Eingeständnis einer möglichen Schuld erscheinen. Für sie scheint der Kampf zweier widerstreitender Gefühle unvorstellbar zu sein. Sie schließt sich in ihren moralischen Absolutismus ein, nach dem ein reines Gewissen über die Zeichen der Wirklichkeit triumphiert. Der Zweifel und dann das behauptete Nichtwissen ihrer Tochter verwandelt sich in ihren Augen notwendigerweise in eine versuchte Täuschung. Denn nach den gültigen Gesetzen der Natur muss die Tochter einen Fehltritt begangen haben, den sie nicht eingestehen will. Doch bei der Verurteilung ihrer Tochter beruft sie sich in Wirklichkeit nicht auf die Verletzung primärer moralischer Werte, die für sie unverzichtbar sind. Die Mutter macht sich zum Anwalt der Alltagswahrheit der dem Leben zu Grunde liegenden Naturgesetze: nicht die Verletzung der Moralgesetze scheint ihr das schwerste Vergehen, sondern der verzweifelte Versuch der Tochter, in einer «Umwälzung der Weltordnung» ihre Zuflucht zu suchen, indem sie leugnet eine Beziehung zu einem Mann unterhalten zu haben. Sie ist eher bereit an eine Krankheit, ja an eine an Wahnsinn grenzende Verwirrung ihrer Gefühle zu glauben, als an den Ernst ihrer Überlegungen und Empfindungen. Die erschreckenden und Mitleid erregenden Symptome der Krise, in der sich die Marquise befindet, werden von der Mutter wohl wahrgenommen, aber falsch interpretiert. Der Wunsch, die Hebamme beizuziehen, hat die Glaubwürdigkeit der Marquise in den Augen der Mutter völlig zerstört. Als diese dann die Schwangerschaft der Marquise bestätigt, steht ihr Urteil fest. Sie sieht im Verhalten der Tochter einen Versuch, das Unmögliche glaubhaft werden zu lassen, die denkbare Rationalität zu entwerten. Es ist diese Leugnung jeder Schuld, die sie so sehr erbost, dass sie ihre Tochter verflucht. Ihren Zustand mit dem Grafen F. und seinem doch mehr als seltsamen Verhalten in Beziehung zu setzen ist undenkbar, jenseits aller Vorstellungskraft. Ihre heftige Reaktion ist die Antwort auf den scheinbaren Versuch, ihren gesunden Menschenverstand in Zweifel zu ziehen und damit auch ihre Autorität.

Dass die Marquise in ihrer Verzweiflung nun sogar Zuflucht bei der Hebamme sucht, um ihrer inneren Verwirrung Herr zu werden, ist auch als ein beeindruckendes und realistisches Zeugnis der Schwere ihrer psychischen Krise zu lesen. Denn niemand wäre weniger geeignet gewesen, ihr zur Hilfe zukommen. Die Hebamme hatte nämlich schon zuvor zu erkennen gegeben, was sie von dieser Situation hält. Sie bedient sich dabei einer Sprache, in der alle Gemeinplätze, aber auch der rationale Zynismus der Alltagserfahrung ihren Ausdruck finden. Es fehlt auch nicht die geläufige, mit Hohn getränkte Anspielung auf die Jungfrau Maria, der allein bisher zugestanden wurde, was allen anderen Frauen verweigert wird. Daneben ist sie auch Sprachrohr der praktischen Klugheit, die wohl Mittel kennt, um vor allem der gesellschaftlichen Ächtung zu entgehen, der vielleicht die größte Bedeutung zukommt. Die gleich danach erfolgte Verstoßung

durch den Vater erfolgt in Formen, die jedes Zeichen von Liebe oder von Verständnis vermissen lassen.

Das was sich in dieser Szene ereignet, hat zur Voraussetzung, dass sich die Eltern eine absolute moralische Autorität anmaßen, die jedoch bis zu diesem Zeitpunkt von der Tochter ebenso bedingungslos anerkannt wird. Indem sie mit allen Zeichen der Verzweiflung und der tiefsten Anhänglichkeit an ihre Familie ihre Unschuld beteuert, kann sie in Wahrheit nicht Vergebung suchen, deren sie ja vor dem eigenen Gewissen nicht bedarf, sondern nur Vertrauen und Liebe. Dabei vollführt sie freilich Gesten der absoluten Unterwerfung unter die Autorität der Eltern, die von ihnen als Eingeständnis ihrer Schuld verstanden werden können. Kleist hat gerade diesem Aspekt der Handlung eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Marquise demütigt sich aufs äußerste, um die Achtung und Liebe der Eltern zu bewahren. Diese Szene wird aber zugleich auch ihr Damaskus, von dem an ihr Leben und ihr Bewusstsein eine andere Richtung nehmen. Der sich in ihr vollziehende Umschlag hat einen dramatischen existentiellen Charakter.

Der Schuss, der sich aus der Pistole ihres Vaters löst, als sie bittend seine Knie umfasst, hat die Wirkung eines Schocks, der sie mit einem Schlag aus ihrer Haltung der Selbstdemütigung befreit. Ihr weiteres Verhalten deutet darauf hin, dass in ihr ein Prozess der Emanzipation in Gang gekommen ist, der zunächst vor allem Befreiung von ihrer familiären Abhängigkeit bedeutet. Dass sie sich sogar gegen den Versuch des Vaters wehren muss, ihr auch die eigenen Kinder zu nehmen, wird Anlass, sich ihrer eigenen Kraft und ihres Wertes bewusst zu werden. Voraussetzung ist freilich, dass sie in Wahrheit die finanzielle Unabhängigkeit besitzt, die es ihr gestattet sich von der Familie loszulösen und ihren eigenen Weg zu gehen. Doch bedeutet dies in Wahrheit nicht, dass sie sich endgültig von ihrer Familie losgesagt hätte oder dazu fähig wäre, ihr Handeln kritisch zu beurteilen. Auf letzteres verzichtet sie ganz, ersteres hat sie zunächst nur in Schweigen begraben.

Die Verwandlung, die sich am Ende dieser an Selbstvernichtung grenzenden Szene in ihr ereignet hat, wird mit Worten beschrieben, die eher an eine religiöse Resignation in die Gesetze der Welt erinnern. Der «Verstand», freilich in einer ganz besonderen Bedeutung, wird zum Mittel, sich mit dem unverständlichen Lauf der Dinge zu versöhnen, indem er ihn metaphysisch verklärt und die «Einrichtung der Welt» als groß, heilig und unerklärlich beurteilt. Durch dieses summarische auf eine unerkennbare Transzendenz sich berufende Urteil scheint jeder kritischen Überlegung der Weg abgeschnitten. Das erwartete Kind wird zum Geschenk Gottes, sodass sich nahezu erübrigt, darüber nachzudenken, wie es entstanden ist. Die religiös-mythische Wendung, die sich hier im Leben der Marquise abzeichnet, lässt sich ohne Gewalttätigkeit psychologisch erklären als Versuch, dem Einbruch des

Unvorstellbaren, der ihr bisheriges Leben zu zerstören droht, Widerstand zu leisten. Angesichts der Auflösung des Konflikts in einer ganz konventionellen Familienidylle kann diese Wendung jedoch auch als ein Indiz der ironisierenden Tendenz dienen, die Kleists Erzählduktus hier bestimmt<sup>16</sup>. Seine Helden, die für eine kurze Zeit in ihrem Leben an den Rand eines Abgrundes geraten sind, als sie aus der für sie sonst gültigen Ordnung ausbrechen oder in diesem Fall ausgeschlossen werden, retten sich durch eine außerordentliche Willensanstrengung, die jedoch letztlich nicht eine Geste der Rebellion ohne Umkehr ist, sondern auf weite Sicht der Wiederherstellung der einst gültigen Verhaltensnormen gilt.

Die Entfernung aus dem Haus des Vaters führt die Marquise außerdem zu dem Entschluss, sich in das eigene Innere zurückzuziehen und nur für die eigene Familie zu leben. Sie ergreift die ihr zugängliche Möglichkeit, sich von der Welt abzuschließen und in völliger Autonomie zu leben. Die Zukunft stellt sie sich nur mehr als «klösterliche Eingezogenheit», als eine Art weltliche Religiosität vor. Jene Erfahrung, die für sie tiefste Verwirrung und Demütigung bedeutete, kann nun einer vollständigen und positiven Umwertung unterliegen. Das Geheimnis ihrer Empfängnis wird zum Unterpfand einer größeren göttlichen Nähe des erwarteten Kindes. In Kenntnis des wahren Sachverhalts ist die Haltung des Erzählers als ironische Distanzierung mit entmythologisierender Tendenz zu betrachten.

Doch erscheint das Verhalten der Marquise in sich zutiefst widersprüchlich. Ihr Rückzug aus der Familie, die Entschlossenheit, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, ihr Eintritt in eine mythisch-religiöse Innerlichkeit sollte im Grunde ausschließen, dass sie sich für den wirklichen Vater ihres Kindes interessiert, dessen Entdeckung eine Rückkehr in die naturalistische und gesellschaftliche Logik des Lebens und die Zerstörung der Aura des Mysteriums bedeuten würde. Die Erzählung würde jedoch durch den Verzicht auf diesen Antrieb ihre Dynamik verlieren und in ein ländliches, utopisches Idyll münden, das aus der bisherigen Thematik hinausführt. Der Entschluss der Marquise zur Annonce in der Zeitung ist das unzweifelhafte Indiz, dass in ihr aber eben jene Instanz gesiegt hat. In ihrem Denken wurde die Geltung der gesellschaftlichen Konventionen nicht wirklich außer Kraft gesetzt. Im Gegenteil, Triebfeder ihres weiteren Verhaltens wird eben die Rücksicht darauf. Der Gedanke, dass dem werdenden Kind durch den Mangel eines identifizierbaren Vaters «ein Schandfleck in der bürgerlichen Gesellschaft ankleben sollte», ist ihr so unerträglich, dass sie zu diesem so ungewöhnlichen Mittel greift, um den Vater ihres Kindes zu finden. Das hat sicher etwas Paradoxes an sich, denn einerseits bedeutet dies eben, dass sich die Marquise nicht wirklich von den für ihre Gesellschaftsschicht gültigen

<sup>16</sup> J. SCHMIDT, H. VON KLEIST, *Studien zu seiner poetischen Verfahrensweise*, Tübingen, Niemeyer, 1974, S. 18.

Konventionen gelöst hat<sup>17</sup>, doch ist ihre Entscheidung für das Inserat in der Zeitung zugleich ein äußerst gewagter Schritt, denn die erhoffte Sicherheit der väterlichen Identität wird erkauft mit der eigenen Bloßstellung vor der Gesellschaft. Der Inhalt der Anzeige ist so allgemein gehalten, dass er den Lesern zu jeder nur denkbaren Vermutung, auch der kränkendsten, Anlass gibt. Zu meinen, dass dadurch dem Kind eine Schande erspart würde, liegt so jenseits der gängigen Alltagsrationalität, dass sich die Marquise dem Vorwurf aussetzt, sie wisse nur wenig von der Welt und den in ihr gültigen Gesetzen der Meinungsbildung. Aus Gründen der Konvention bricht sie alle Konventionen.

Der Gedanke selbst, den Vater des Kindes durch die Zeitung suchen zu lassen, entbehrt nicht der bizarren Implikationen. Er setzt voraus, dass der Schuldige in der gleichen Stadt oder in ihrer Umgebung leben muss. Der nächste Verdacht müsste, da die Marquise ganz im Kreise ihrer Familie lebt, auf einen Mann fallen, der Zugang zum Hause hat, der sich ihrer – was letztlich nur schwer vorstellbar ist – in einem Zustand geistiger Abwesenheit bemächtigt hat. Dass es sich um einen Soldaten der feindlichen Armee handeln könnte, scheint sie auszuschließen, denn von denen kann sicher niemand etwas von der seltsamen Botschaft wissen. Wenngleich mit einiger Berechtigung vom Kriminalschema dieser und auch anderer Kleistscher Novellen geredet wird, kann man nicht umhin, seiner Heldin selbst ein ganz und gar unsachgemäßes kriminalistisches Verhalten anzukreiden. Ihre Zeitungsannonce ist gleichsam eine paradoxe Herausforderung an das Schicksal, seine undurchdringliche Maske abzuwerfen und sich zur eigenen Identität zu bekennen. Doch ist in Wahrheit daran nichts rational durchdacht, denn sonst müsste sie spätestens jetzt an den einzigen Augenblick denken, an dem sie wirklich wehrlos war, weil ihres Bewusstseins beraubt. Doch in ihren Überlegungen taucht noch keine Anspielung darauf an.

Das harte moralische Urteil, das sie in diesem Zusammenhang über ihren Vergewaltiger fällt, den sie sich nur als «Auswurf seiner Gattung» vorstellen kann, lässt ihren Entschluss nur noch seltsamer erscheinen. Welchen Wert kann der Name eines Vaters in der bürgerlichen Gesellschaft haben, der in solchen Tiefen angesiedelt wird? Wäre er nicht ein sehr viel größerer Schandfleck als die pietätvoll verschwiegene Abkunft von ihm? Die Metapher, aus der die Marquise Trost und Stärke zum Entschluss schöpft, hat eher verschleiern den Charakter: «...sie bedachte, daß der Stein seinen Wert behält, er mag auch eingefaßt sein, wie man wolle». Die tatsächliche Beziehung zwischen Stein und Fassung deckt metaphorisch kaum jene Intimität und physische Abhängigkeit, die sich zwischen Vater und Kind herstellt. Die formale Herstellung der Rechtlichkeit berührt überdies kaum die Sphäre der inneren Verletzung, die das bisherige Leben der Marquise zerstört hat. Mit diesem Bild

<sup>17</sup> Vergl. MÜLLER-SEIDEL, *Struktur...* cit., S. 254.

konstruiert sich die Marquise eine Autonomie, die gerade dann nicht halten wird, wenn sie den Namen und die Herkunft des Vaters kennt, zumindest wenn er der negativen Vorstellung entspricht, die sie sich bisher von ihm gemacht hat.

Die gewaltsame Auflösung der familiären Einheit bildet ein zweites Zentrum der Unruhe und Spannung, das nach seiner Entwicklung und Lösung verlangt: entweder zur Bestätigung der Unvereinbarkeit zwischen den beiden Generationen, den Eltern und der Tochter, oder zu ihrer Wiederannäherung, ein Problem, dem sich alle beide Seite gegenüber sehen. Die Suche nach dem Vater, die Anerkennung der gesellschaftlich verbindlichen Werte bedeutet, ist in Wahrheit auch der erste Schritt in dem vor sich selbst jedoch verleugneten Versuch, eine für alle Mitglieder der Familie annehmbare Klärung und vielleicht Lösung des so entstandenen Konflikts zu finden. Tatsächlich hat die Annonce zunächst vor allem den Erfolg, dass sie die ideologische Eintracht der Eltern spaltet, weil die Mutter bereit ist, sie eben wegen ihrer paradoxen Dimension als Zeichen einer möglichen Unschuld der Tochter zu verstehen, während der Vater darin nur die Fortsetzung einer monströsen Inszenierung sehen will, um die Familie zu täuschen und die Wahrheit zu verschleiern.

Der dramaturgische Charakter der Novelle wird an diesem Punkt deutlich sichtbar. Nach der äußersten Zuspitzung des Konflikts innerhalb der Familie beginnt die langsame Rückbewegung, die zu seiner Beilegung führen wird. Der wahre Schuldige an dieser Lage ist im Augenblick der Krise abwesend und kann also in sie nicht rechtzeitig eingreifen. Er macht freilich noch einen verspäteten Versuch, eine Lösung herbeizuführen, die in der Logik seines bisherigen Handelns steht, deren paradoxer Charakter nun jedoch so offenkundig ist, dass sie für die Rationalität der anderen handelnden Figuren unannehmbar ist. Der Graf F., der bisher das Zentrum der Handlungsdynamik war, wird sich deshalb sehr bald in der Rolle des passiven Opfers wiederfinden, das zum Gegenstand der Aktivität und Aggression der anderen Figuren wird. Freilich bleibt die schweigende Voraussetzung bestehen, dass er mit ihnen eine gültige Werthierarchie teilt, sich ihr auf keinen Fall entziehen will, was ihm sonst eine leichte Lösung seines Problems erlauben würde. Ohne diese innere Verbindlichkeit gäbe es überhaupt keine Entwicklung der Handlung um seine Gestalt. Sie ist das unsichtbare Netz, das erst die Verbindung zwischen den auftretenden Figuren ermöglicht.

Was in der Marquise dann vorgeht, als sich der Graf F. Zugang zu ihrem Haus verschafft und ganz überraschend vor ihr erscheint, um seine Bewerbung zu wiederholen, lässt der Erzähler nur andeutungsweise erkennen. Die zärtliche Annäherung, in der sich eine unerwartete Vertraulichkeit ausspricht, bewirkt in der Marquise nur eine Geste der Ratlosigkeit. Es heißt von ihr, dass sie «schüchtern vor sich auf die Erde» niedersah. Keine Abwehr erfolgt von ihrer Seite. Wohl ausgehend davon, dass der Graf noch nichts von dem weiß, was ihr geschehen

ist, duldet sie diese Annäherung, so als gelte noch das halb gegebene Eheversprechen. Ihre Verweigerung beginnt erst, als sie erfahren hat, dass er über alles informiert worden ist. Nun erst erscheint ihr seine Zärtlichkeit, die in einem «glühenden Kuß» gipfelt, als unerträgliche Zumutung, der sie sich entschlossen, ja gewaltsam entzieht. Die Worte, mit denen sie ihn abweist: «Ich *will nichts* wissen», könnten auf den ersten Blick nur die Antwort auf die drängende Bitte des Grafen sein, der von der Marquise ein «einziges, heimliches, geflüstertes» Jawort will. Aber dann müsste es eigentlich richtig heißen, «ich will davon – das heißt von dieser Liebe – nichts wissen». Hat die Marquise hingegen in diesem Augenblick erstmals Verdacht geschöpft, wer der Schuldige ist? Der gewählte Ausdruck legt es nahe<sup>18</sup>. Doch wenn dem so wäre, dann hätte sie sofort wieder der entschiedensten Verdrängung Raum gegeben, denn wenige Tage darauf, beim Besuch ihrer Mutter, scheint sie ihrer Erzählung glauben zu wollen, der Jäger Leopardo habe seine Untat gestanden<sup>19</sup>. Natürlich könnte diese eilige Zustimmung auch den Sinn haben, dass dadurch die Person, der sie sich zu Dank verpflichtet glaubte, wieder weißgewaschen wurde. Ob man sich deshalb zu dem Schluss bequemen will, dass ihrem Unterbewussten von allem Anfang an die Vaterschaft des Grafen bekannt gewesen sei, ist eine Entscheidung, die letztlich von der Erzählung selbst keine eindeutige Antwort erfährt. Sie verharret im Zwielicht ausgesprochener und wieder zurückgenommener Andeutungen<sup>20</sup>.

Doch besteht der spezifische Charakter der Novelle eben darin, auf die dem allwissenden Erzähler sonst zustehende Analyse der inneren Lage seiner Heldin zu verzichten<sup>21</sup>. Was jedoch wie ein technischer Kunstgriff aussieht, um die

<sup>18</sup> H. POLITZER, *Der Fall der Frau Marquise. Beobachtungen zu Kleists Die Marquise von O...*, DVjs 51, 1977, S. 111 interpretiert diesen Satz als erste, noch halb unbewusste Annäherung der Marquise an die Wahrheit. Sie habe die Identität des Mannes, der ihres Kindes Vater ist in ihr Unbewusstes abgedrängt, weil ihr Über-Ich davon nichts wissen darf.

<sup>19</sup> Der Name 'Leopardo', sichtlich künstlich und sprechend, hat immer wieder Anlass zu kritischen Überlegungen gegeben. Seine sexuellen Konnotationen als eine Art kräftiges und lendenstarkes Raubtier bestimmen ihn von allem Anfang an dazu eine hier glaubhafte Rolle zu spielen. Vergl. dazu POLITZER, *Der Fall der Frau Marquise...* cit., S. 57. Die Überdeutlichkeit des sprechenden Namens hat freilich auch komische Züge.

<sup>20</sup> Mit dieser Frage hat sich die germanistische Forschung in den letzten Jahrzehnten immer wieder beschäftigt. Es fehlt nicht an Interpretationen, die darauf abzielen, glaubhaft zu machen, dass die Marquise in Wirklichkeit die sexuelle Vereinigung mit dem Grafen F. in der Ohnmachtsszene gewünscht, diesen Wunsch jedoch in ihr Unterbewusstes verdrängt habe. Vergl. dazu P. ENGSTFELD, *Über die Folgen verdrängter Motive. Zur Kritik psychoanalytischer Kleist-Interpretationen*, Diss. Bremen, 1984 und G. BLÖCKER, *Heinrich von Kleist oder Das absolute Ich*, Berlin, Argon Verlag, 1960.

<sup>21</sup> Dieser von der Kritik immer wieder hervorgehobene Zug von Kleists Erzähltechnik wird ausführlich von H.-E. RENK in ihrem Aufsatz *Heinrich von Kleist. Die Marquise von O...*, in *Deutsche Novellen von Goethe bis Walser*, Bd. 1, Scriptor 1980 dargestellt.

Spannung des Lesers zu steigern, ist vielleicht das einzig angemessene Mittel, um den Prozess der Wissensverweigerung und Verdrängung darzustellen, der sich in ihr abspielt. Dass dabei ihrem Verhältnis zum Vater eine besondere Rolle zukommt, dessen ist sich die Forschung seit langem bewusst. Er erscheint nach der Explosion des familiären Bildes als ein Mensch, der durch die Heftigkeit seiner Gefühle gleichsam zur Unbeweglichkeit verdammt ist, nachdem er den Rahmen seines Lebens gesprengt hat. Er wird zum Gegenstand der Handlung nicht weniger als der Graf: alle Initiative zur Beseitigung des entstandenen Konflikts geht von den Frauen aus. Die Kunst der Handlungsführung Kleists liegt darin, dass es ihm gelingt, die Spannung der Ungewissheit bis zum Schluss zu erhalten. Die List der Mutter, einen vorgeblichen Schuldigen gefunden zu haben, führt unter anderem auch dazu, dass sich die Marquise, zumindest für kurze Zeit, in dem idealen Bild bestätigt fühlen kann, das sie sich bisher von dem Grafen F. gemacht hat. Aber diese Sicherheit hat nur kurze Dauer. Als sich die List der Mutter herausstellt und damit der Sinn dieser Behauptung verloren gegangen ist, müssten ihre Zweifel wieder zurückkehren. Es bleibt aber nur die Schlusszene, um darüber mehr zu wissen.

Die Geschichte der Aufklärung eines Rätsels, das die Existenz einer Frau zu zerstören drohte, ist zugleich auch die Geschichte der Auflösung und Neustrukturierung einer patriarchalischen Familie. Im Augenblick der Entdeckung ihrer Schwangerschaft sieht sich die Marquise einer anscheinend geschlossenen und unnachgiebigen Front der Ablehnung und bedingungslosen Verurteilung gegenüber. Es war sogar die Mutter, die sie als erste aus dem Haus verwies. Doch jene harten Worte waren offenkundig nicht die ganze Wahrheit. Die Mutter ist keineswegs mit der «tyrannischen Verstoßung der Tochter» einverstanden, die der Vater dann dekretiert und fühlt sich schuldig wegen ihrer Schwäche gegenüber dem Kommandanten.

Im Fortgang der Geschichte artikuliert sich immer deutlicher die Gestalt des Vaters als eines Menschen der von starken, in ihrer Heftigkeit maßlosen Gefühlen beherrscht wird, deren Bedeutung schon seit langem Thema der Interpretationen ist. Zunächst stellt er sich als ein mitleidloser Moralist dar, der nicht zögert, die abfälligsten Urteile über seine Tochter zu fällen, vor allem, als er von der Annonce in der Zeitung und der kurz danach erfolgten Antwort des angeblichen Schuldigen erfährt. «Zehnmal die Schamlosigkeit einer Hündin, mit zehnfacher List des Fuchses gepaart» scheint ihm noch nicht ausreichend, um die moralische Verworfenheit der Marquise zu bezeichnen. Für diesen abgründigen Hass ist die doch untadelig erscheinende Vergangenheit der Tochter wie ausgelöscht. Der Erzähler hat völlig darauf verzichtet, dieses Verhalten zu kommentieren oder auch nur durch einen Blick auf die Gefühle oder unausgesprochenen Gedanken zu relativieren. Auch seine Frau ist darauf angewiesen, aus seiner

Miene Rückschlüsse auf seine Gefühle zu ziehen. Die werden erst wankend, als er bemerken muss, dass die Tochter keinen Anspruch auf seine Verzeihung erhebt, was seiner Überzeugung nach untrennbar mit dem Schuldgefühl verbunden sein müsste, das ihr Vergehen begleitet. Er wird auch dadurch irritiert, dass sie auf die große theatralische Szene der Auflösung des Rätsels vor versammelter Familie verzichtet und den Schuldigen allein auf ihrem Landgut erwartet.

Mit dieser Entscheidung wird seine moralische Autorität, vor allem aber die Herrschaft über seine Familie in Frage gestellt. Seine Antwort darauf ist die starre Ablehnung jeder Kommunikation mit der Tochter, so als könnte er dadurch die einmal eingenommene Haltung verteidigen und seine Rolle behaupten. Die List seiner Frau, mit der sie die Unschuld der Tochter beweisen will, lockert den ersten Stein seiner ideologischen Festung, die in der Folge jämmerlich einstürzt.

Doch die Marquise hat keineswegs die Absicht, die ihr durch die äußeren Umstände aufgezwungene Emanzipation gegen die eigene Familie geltend zu machen. Schon die Begegnung mit ihrer Mutter erfolgt in Formen, die ihre völlige Unterwerfung unter die elterliche Autorität zu erkennen geben. Angesichts der Selbstanklagen der Mutter und ihrer Bitte um Verzeihung gesteht sie, dass, «Ehrfurcht und Liebe» nie aus ihrem «Herzen gewichen» sind. Diese Rückkehr in den Kreis der Familie wird ihr freilich durch die völlige Wandlung im Verhalten der Mutter erleichtert. Ihre gefühlvollen Worte verwandeln die Tochter in eine Ikone der Unschuld und Reinheit, die gleichsam in einem höheren Lichte erstrahlt. Durch das Martyrium der verfolgten Unschuld ist sie gleichsam würdig geworden, die Anbetung der schuldigen Mutter entgegenzunehmen: als die «Herrliche» und «Überirdische» ist sie die wahre Instanz der Verzeihung geworden, um die nun die Mutter fleht. Es vollzieht sich in diesem Augenblick eine Wandlung und Bekehrung, die zugleich alle gültigen Werthierarchien umstürzt. Die Mutter verwandelt sich in die erste Priesterin einer neuen Heilsfigur, angesichts deren das Urteil der Welt nichts mehr zählt. Die «Schande» der Tochter verwandelt sich in ihren Augen zur Quelle der Ehre: «ich will keine andere Ehre mehr, als deine Schande».

Es ist also nicht die Tochter, das Opfer der väterlichen Tyrannei, die rebelliert, sondern die Mutter. Sie zwingt ihren Mann in einem langen Gespräch, das der Erzähler verschweigt, zum Eingeständnis seines Unrechts. Seine Reaktionen sind so heftig, dass seine Frau versucht ist, darüber sogar zu lachen. Der Vater der Marquise erscheint in nahezu kindlicher Regression im Kampf zwischen Stolz und völliger Unterwerfung. Seine Frau ist es, die verhindert, dass seine Niederlage abgeschwächt wird, denn die Marquise scheint nur zu schnell bereit, seine Autorität vor dem Fall zu schützen. Ihre triumphale Wiederaufnahme in den Schoß der Familie bezeichnet zugleich den Sieg der Mutter über ihren Mann. Denn sie zeigt sich entschlossen, die Einheit der Familie ihrem Rechtsempfinden

zu opfern. Sie schlägt sich ganz auf die Seite der Tochter, weil sie in ihr die höhere menschliche Qualität sieht. Die Abbitte, zu der sie ihren Mann vor der Tochter zwingt, bezeichnet in Wahrheit auch das Ende der patriarchalischen Herrschaft. Die so oft interpretierte Versöhnungsszene zwischen Vater und Tochter, die mit der ihr eigenen maßlosen Zärtlichkeit eher einem Liebespaar ansteht, bestätigt im Grunde nur den Zusammenbruch der zuvor so unerschütterlichen Familienhierarchie. Die Haltung des Kommandanten ist der deutliche äußere Ausdruck seiner Abdankung als letzte Autorität. Daran ändern auch die Gesten der liebevollen Unterwerfung der Marquise nichts. Es hat sich etwas Entscheidendes in ihrem Verhältnis geändert. Der Erzähler besteht darauf, dass jene intime und zugleich kindliche Umarmung zwischen dem Vater und der Tochter, die auf seinem Schoß sitzt, von einer neuen Form von Vertraulichkeit kündigt. Dass der Austausch ihrer Zärtlichkeiten fast inzestuösen Charakter hat, darauf weist der Erzähler selbst hin, der hier freilich die Szene mit den Augen der Mutter sieht und wohl auch ihr Urteil wiedergibt. Es ist das Vokabular, dessen sich Kleist hier bedient – lange, heiße und lechzende Küsse, Verliebter, das Mädchen seiner ersten Liebe, den Mund zurechtlegen, unsägliche Lust, Brautleute, mit der Hand der Tochter spielen – um diese Szene zu beschreiben, die einen verborgenen, nicht einzugestehenden Sinn nahelegt<sup>22</sup>.

In Erwartung der Enthüllung des Rätsels zeigt die Familie der Marquise eine größere Bereitschaft, auf die Einhaltung der gesellschaftlichen Konventionen, d.h. auf eine Eheschließung der Marquise, zu verzichten, wenn sie den ständischen Vorstellungen allzu sehr widersprechen sollte. Dem widersetzt sich jedoch eben sie, die sich nun fast als die Gralshüterin der Konventionen zeigt. Deshalb ist dann ihre Reaktion auf das Erscheinen des Grafen F. umso bedeutungsvoller. Ihre entschiedene Abwehr und Weigerung, ihn auch nur zu sehen, gibt zu verstehen, dass sein Erscheinen für sie etwas bedeutet, was die zuvor so großzügig gezogenen Grenzen überschreitet.

Die Szene, die sich nun entwickelt, hat einen unzweideutig theatralischen Charakter, mit dem Grafen auf einem Knie, die rechte Hand auf seinem Herz und das Haupt schuldvoll gesenkt. Es ist die Mutter, die an die Tochter die Fragen richtet, die wohl auch der Leser gestellt hätte: «Was ist geschehn, worauf du nicht vorbereitet warst?» Ihrem praktischen Sinn, dem die sich nun bietende Lösung als die durchaus beste vorstellbare erscheinen kann, entgeht, dass für die

<sup>22</sup> Die lebhafteste Diskussion, die es über diese Szene in der Literaturwissenschaft gegeben hat, als man psychoanalytische Erklärungsschemata anwandte, hat J. PFEIFFER, *Die wiedergefundene Ordnung. Literaturpsychologische Anmerkungen zu Kleists 'Marquise von O.'*, in D. GRATHOFF (Hrsg.), *Heinrich von Kleist. Studien zu Werk und Wirkung*, Opladen, Westdeutscher Verlag, 1988, S. 239-244 letztlich als gegenstandslos für das Verständnis der Novelle erklärt.

Tochter die Blindheit, die sie an sich selbst kritisiert, nämlich nie an den Grafen gedacht zu haben, für die Tochter wohl noch eine andere Bedeutung haben könnte. In der religiösen Sprache und Gestik, deren sie sich bedient, ist er der gefallene Engel, der biblische Luzifer, zu dessen Abwehr sie sich des Weihwassers bedient. Dabei ist die Beschreibung, die der Erzähler von ihrer Gestik und Mimik gibt, eher dazu geeignet, die Erscheinung eines Dämons zu charakterisieren. Denn es heißt von ihr, dass sie «mit tötender Wildheit» auf den Grafen blickte, dass «eine Furie» nicht «schrecklicher» blickt. Ob es deshalb angebracht ist, von «Liebeshäß und Haßliebe»<sup>23</sup> zu sprechen, möchte ich trotzdem bezweifeln. Die Gefühle der Marquise dem Grafen gegenüber sind ziemlich eindeutig von Dankbarkeit bestimmt. Dass er ihr auch als Mann nicht missfällt, bedeutet noch lange nicht, dass sie ihn liebt, vor allem, wenn man unterstellt, sie wisse im tiefsten davon, ein Opfer seiner Gewalttätigkeit geworden zu sein. Nichts deutet darauf hin, dass sie eine masochistische psychische Struktur habe, die es ihr ermöglicht hätte, die erfahrene Gewalt umzudeuten.

Was sie schließlich dazu bringt, ihre Weigerung, den Grafen zu heiraten, aufzugeben, wird nur indirekt gesagt: es ist nach der mehrmaligen Lektüre des Heiratsvertrages, den ihr Vater dem Grafen F. aufgezwungen, dass sie plötzlich ihre Zustimmung gibt. Über den Inhalt des Vertrages heißt es nur allgemein, dass «der Graf auf alle Rechte eines Gemahls Verzicht tat, dagegen sich zu allen Pflichten, die man von ihm fordern würde, verstehen sollte». Die Marquise sieht sich also durch diesen Vertrag als absolute Herrin ihres eigenen Schicksals und hat die Zeichen einer völligen Unterwerfung des Grafen F. unter ihren Willen erhalten. Dass er es ernst damit meint, kann sie in den folgenden Monaten feststellen. Seine Willenlosigkeit ist auch die symbolische Sühne für jene Gewalt, die er ihr einst angetan hatte.

Es ist der Graf, der das Schwinden der eisigen Ablehnung von Seiten der Marquise als Zeichen der Verzeihung «um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen» interpretiert. Die Metapher lässt die moralische oder auch religiöse Dimension dieses Prozesses weitgehend beiseite. Es ist die Unvollkommenheit menschlichen Lebens, aus der sich ein Anspruch auf Verzeihung herleitet. Es gibt sozusagen keinen Teufel, wie in die Marquise im Augenblick des Wiedererkennens zu sehen gemeint hatte.

<sup>23</sup> POLITZER, *Der Fall der Frau Marquise...* cit., S. 128.